Herbstlaub

Autor(en): **Hofmann, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 42

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647889

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Autor der Stücke, die nach überlieferten bewährten Rezepten gemixt werden, ist eine Autorin: Frau Direktor bemüht sich persönlich. Es ist fast ein beklemmender Gedanke, daß eine Frau die Ströme Blutes entfesselt, die jede Aufführung in Pradl benötigt. „Was Fliegen sind den müßigen Knaben, sind wir den Göttern", sagt Shakespeare, „sie töten uns zum Spaß!" Aehnlich gleichgültig geht die Frau Direktor mit ihren Figuren um. Sie läßt nur so viele übrig, als für die letzte Szene unerläßlich sind. Aber es sind die Guten, Würdigen, wenn auch lange Verkannten, denen sie das Leben schenkt und meist das Schloß samt Grundbesitz des besiegten Gegners oder einen gefundenen unermeßlichen Goldschatz dazu.

Es gibt keine Kunst, die nicht schon verspottet worden wäre. Die Pradler Kunst wird es auch. Eine als Bieroper aufgemachte Parodie auf sie beginnt: „Ich bin der Ritter Krusi — Im ziegelroten Bart, — Meine Tochter hat ein Gspusi — Mit Ritter Eduard". Wenn die Rittertochter einem ihr Herz schenkt, spürt der Rittervater den unwiderstehlichen Drang, ihn totzuschlagen. Ueber die Gründe läßt er sich nicht näher aus. Er hat nun mal die Antipathie. Manchmal liegt verjährter Familienzwist vor, Fehde oder ein Racheschwur, manchmal bloße Personenverwechslung, die einen auch heute noch schnell und zuverlässig vom Leben zum Tod befördern kann, und das erst recht im finsteren Mittelalter konnte, das in der feststehenden Pradler Dramaturgie zunehmender Verfinsterung ausgesetzt ist.

Wie bei Shakespeare sprechen die Herren in Versen, das Volk in schlichter Prosa. Vers und Prosa sind gut gemeint, womit alles zu ihrem Lob gesagt ist. Aber einer im Stück spricht Dialekt: es ist der Knappe, der manchmal von seinem ritterlichen Herrn einen Fußtritt in die hintere Breitseite und sonst Prügel bekommt, wo es welche zu beziehen gibt. Er hat es im Instinkt, diese Plätzchen mit somnambuler Sicherheit herauszufinden, wie Baumbachs fahrender Gesell es im „Gehirne spürt, wo man trinkt den besten Wein, küßt die schönste Dirne." Sonst ist er der personifizierte Hausverstand und Mutterwitz, Hanswurst, wie er geleibt und gelebt hat, dummpfiffig, verliebt und gefräßig. Sein Darsteller überragt das Ensemble beträchtlich, das sonst nirgends über das Niveau bäuerlicher Dilettanten hinausreicht. Die zweitgrößte Rolle, wenn man von dem sehr angestrengten Souffleur absieht, spielt das Publikum. Bauern, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Studenten von der Innsbrucker Hochschule mit ihren „Flammen", Ladenmädchen und Touristen, bunt gemengt. Die Fremden müssen sich erst in die Hausitte finden. Es stört im Pradler Musentempel nicht im mindesten, wenn ein Darsteller, den der Stückschreiber über die Hitze lamentieren läßt, ein Krügel Bier auf die Bühne gereicht bekommt und es erst austrinkt, bevor er im Spiel fortfährt. Jeder „Tote" bekommt seinen „Abgangs"-Applaus und sein unseliges Ende wird zur Wiederholung verlangt, zuweilen ein paarmal, besonders bei ungewöhnlicher Todesart. Ganz so ist es in der Wiener Hanswurstbude auf dem Mehlmarkt zugegangen. Es ist verbürgt, daß dort die Zuschauer einer „Agnes Bernauerin", von der Schlußszene, wo die unglückliche Frau in die Donau geworfen wird, nicht genug bekommen konnten, daß die Darstellerin, die sich schmerzhaft gestoßen hatte, endlich streikte, aber sich zur Fortsetzung der hochnotpeinlichen Prozedur bereit fand, als im Publikum zu ihrem Benefiz „abgesammelt" wurde.

Jüngst las man, daß ein spekulativer Theaterdirektor die Pradler nach Wien gebracht hat. Das war keine Kulturtat. Aber der Wiener war immer für seine „Hetz'" zu haben und es ist bezeichnend, daß das Wort, womit man eine ausgelassene Lustbarkeit bezeichnet, von den früheren Tierhetzen herstammt. In Pradl selbst wirkt dieser seltsame Musentempel originell, in der fremden Stadt wird nur das Unzulängliche Ereignis und peinlich spürbar. Der geschäftstüchtige Manager dieses Gastspiels hat dick aufgetragen; auf dem Theaterzettel stand zu lesen: „Es wird sooft gestorben, wie das tit. Publikum es verlangt."

Da ist ungleich freundlicher, was sich in Pradl selbst begab. Man spielte eine „Genofeva". Der treue Knappe sucht die arme Frau. Er pocht an eine Waldhütte. Von drinnen wimmert ein leises Ja? und der Knappe fragt: „Frau Genofeva, seid Ihr's?" Sie, unsichtbar: „Ja." Der Knappe bittet: „Kommt doch heraus, edle Frau!" „Ich kann nicht ..." „Warum nicht?" Leise und verschämt die Antwort: „Ich bin nackend!" Die Galerie unterbricht mit Applaus und Rufen: „Aussi muaß sie!" Endlich erscheint sie, aber sie hat sich mittlerweile angezogen. Enttäuschung rauscht durchs Haus ....

Das ist Pradl. Ein armseliger Splitter aus dem Krondiadem der Kunst, aber gefaßt in den doppelten Zauber der Landschaft und der Spielfreude einfacher Leute. Ein Lump gibt mehr, als er hat.

Herbstlaub.

Von Hermann Hofmann.

Noch einmal schaut im Niedersinken
Die Sonne über Wies' und Wald.
Im Strahlenmeer die Blätter blinken,
Ein Liedlein durch den Abend hallt.

Die braunen Buchenblätter trinken
Das letzte Licht und ahnen kaum,
Daß schweigen wird der Sang der Finken
Und schlummern werden Bach und Baum.

Im weichen Abendwehen winken
Sie noch ins lichtbestrahlte Land;
Sie sehen fern die Sonne sinken — — —
Und fühlen nicht des Todes Hand.

Der „Mischtopf" der Nationen — das Völkerexperiment auf Hawaii.

Die synthetischen Inseln. — Der grösste Versuch zur künstlichen Umgestaltung eines grossen Lebensraumes.

Die Hawaii-Inseln im Pazifik sind in den letzten Jahren immer mehr in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Je mehr sich das politische Schwergewicht nach dem Pazifik und dem Fernen Osten verschiebt, desto größer wird die Bedeutung dieses amerikanischen Gibraltars im Stillen Ozean, das bei künftigen Auseinandersetzungen zwischen Amerika, Japan, Rußland und China eine große Rolle zu spielen bestimmt ist. Aus diesem Grunde ist der heutige Aufsatz besonders interessant und aktuell.

Von den Havaii-Inseln hören wir, seit sie amerikanisch geworden sind, selten mehr als die Posaunen der Reklame für Waikiki-Beach, Royal Hawaiis Hotel und Kilanua Vocano mit dem berühmten Feuersee. Das sind gewiß fabelhafte Dinge, aber die Schönheit der vom Globetrotter-Betrieb unberührten Insel Kanua mit ihren Hochtälern und Hochwäldern ist ein größeres Erlebnis, als die first-claß Sehenswürdigkeiten des rührigen Hawaii-Touriſt-Bureaus und als die dreiviertel tropische Vegetationspracht, die diese Inseln mit anderen Gegenden teilen.

Einzigartig sind diese Inseln durch die Abgeschiedenheit von den nächsten Kontinenten und Inselgruppen, durch die Geschichte ihres reichen pflanzlichen und tierischen Lebens, das sich hier auf eigene Faust („endemisch" nennt die Wissen-